

# Bauer, wie sorgst du für dein Kind? [Fortsetzung]

Autor(en): **Bohnenblust, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **10 (1955)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-890746>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Bauer WIE SORGST DU für dein Kind?

## VII. «Nume der Bueb»

Es schritt ein Mann gesetzten Alters die Himmelegg hinauf, jeden Frühling, jeden Herbst einmal. Oft, wenn er in die Sicht eines Hauses gelangte, bewegten sich dort Vorhänge, rückten Stühle, Treppeinstufen knarrten, und unterdrückte Rufe huschten um die Ecken. Man schien den sich Nähernden zu kennen; doch konnte es sich kaum um einen Besuch alltäglicher Art handeln, warum denn sonst der kleine Aufruhr.

«Wer? Der Pfarrer, Doktor oder Landjäger?»

«Nein, so hör doch endlich besser: der Armenvater kommt!»

Man hätte eigentlich überall wissen müssen, daß er nächstens den *Pflegekindern* nachgehen werde. Aber einigen Familien war der — «Schnüffler», sag's nur! — noch jedes Jahr zu früh erschienen: man hatte sich noch nicht eingerichtet. Einrichten, das wollte in diesem Falle heißen, Hosen, Röcke, Hemden und Strümpfe, Bettzeug, Matratzen vertauschen, vom bessern ins hintere Gaden. Dazu einmal recht lüften, aus den Ecken wischen oder aufwaschen. Der obrigkeitliche Mann steckt ja seine Nase überall hin, verlangt das Beste und Neuste für die Verkostgeldeten. Mochten die eigenen Kinder hintenab kommen, das sei dem schnuppe, wenn nur die fremden recht verwöhnt würden. Aber dem wolle man davor sein; wer das Pflegegeld so drücke... So ging die gewohnte Leier in ein paar Stuben, in denen man — das sagte genug — fremde und eigene Kinder unterschied. Hier nistete der Schwindel, Schönmacherei, Betrug, zu ungunsten armer, verschupfter Kinder. Fragte sich nur, ob der Armenvater oder andere Verantwortliche als Fürsprecher und Betreuer der zahlreichen Verdingbuben und -mädchen,

die auf der Himmelegg versorgt waren, klare Augen und einen gratfesten Rücken besaßen. Je nachdem dauerte ein Pflegeverhältnis, das seinen Namen nicht verdiente, weiter, ein Menschenpflänzlein, seiner Jugendzeit beraubt, kümmerte, oder es durfte anderswo seine Würzelchen ins Erdreich der Liebe schlagen, wenn sein Anwalt ihm ein wirklicher Vater war.

Die Himmelegg hat beides gekannt, das Ausnutzen Unerwachsender um Geld und Arbeitskraft wie uneigennützig, schönste Sorge um sie. Darum erfuhr man in ihren Häusern den Gotteslohn sogut wie Gewissensbisse.

\*

Die Kannenbühl Marei, früh verwitwet, werkte ihr Heimet mit Diensten. Denen ließ sie, soviel immer möglich, freies Gewähren, als Ausgleich des geringen Lohnes. Solange ihre Knechte nach altgewohntem Trapp wirtschafteten, fand die Meisterfrau kaum etwas auszusetzen. Der Tabak durfte in aller Umständlichkeit gestopft, jede Woche geradezu feierlich sorgfältig gebunden werden. Die Marei konnte Ende des Jahres zufrieden sein, zwischen Tagwache und Nachtessen lagen gute sechzehn Stunden, und man war noch immer fertig geworden.

Der Gemeinderat hatte der Kannenbühlbäuerin jahrzehntelang Pflegekinder zugesprochen, meist ältere Buben und Mädchen, die tüchtige Hilfe versprochen. Arbeit war auf dem Hofe genug vorhanden, landläufig anerkannten Tugenden wurde nachgelebt, und wer erst noch die Steuerkraft bemaß, hätte erst recht nichts einwenden können.

So verbrachte auch der Weberfritz dort seine heimlosen Jahre, ein schwächling hochaufgeschossener Bub, dem man die schmale Kost des Elternhauses deutlich genug ansah. Er tat Botengänge, lernte von der Stallgabel bis zum Griffsparren jedes Werkzeug brauchen und wurde immer gesucht, wenn langweilige Pflicht befohlen war. Die beiden eigenen Buben der Kannenbühlbäuerin, ungefähr gleichen Alters wie Fritz, bewiesen dann ihre Findigkeit. Was hätten sie sich abmühen sollen, samstags die unendliche Steinbsetzi zu wischen, tausend Strohhälmmchen aus den Fugen zu spik-

ken — der «Bueb» mochte es tun, der war das gewohnt. Um dieselbe Zeit aber sollte Fritz anrücken und melken helfen. Tat er im Stall seine Obliegenheit, so schien es, der Besen selber habe ihn verklagt, so borstig empfing ihn diese, als er die Hausmilch in die Küche brachte. Erhielt aber der Melker nicht den gewünschten Bescheid, ging im Stall ein Wetter los, daß alle Krippenketten rasselten. Blitzableiter hier, Blitzableiter dort sein — der Weberfritz hatte sich die Zukunft anders vorgemalt, als ihm seine Mutter zitternden Wortes begreiflich machte, es gehe daheim einfach nicht mehr, die zwei Aeltesten müßten nun einen Teil ihres Unterhalts selber verdienen, er komme an ein großes Bauernort, dort werde er bei gutem Essen erstarken.

Dem Fritz fuhr es heiß in die Augen, aber er mochte der Mutter das Opfer ihrer Kinder nicht noch schwerer machen. Doch tönte es merkwürdig aufgeregt, als er sagte: «Fein, da bin ich ein halber Prinz, wie der Balmholz Hans, darf Kaninchen halten und allein die Pferde führen.» Derlei Träume verflogen nur allzu rasch. Zwar zu essen gab es genug. Die Kannenbühlbuben strichen ihre Anken schnitten. Fritz drückte seine Rösti hinunter. Ob dieser Ungleichheit kummerte er weiter nicht, die Knechte hatten es nicht besser. Wie Nadelstiche, ja Hammerschläge aber wiederholten sich Vorfälle, die ihm zeigten: du giltst weniger als wir, du bist nicht der Besizende, nur der Geduldete, du bist «nume der Bueb», und wenn es uns paßt, darf eins an dir jeden Dreck abputzen.

Wo blieb da jenes Recht, das jedem Menschen, ob klein oder groß, seinem natürlichen Gefühl nachzukommen, ihm in die Wiege gelegt ist? Der Alltag des Verdingbuben kannte keine *Liebe*. Die schenkten ihm bloß seltene Besuche daheim, bei Vater und Mutter. Fritz hätte alles verschmerzt, die zu kurzen Hosen der Kannenbühlbuben, die er austragen mußte — wenn der Armenvater nicht in den Wehren war —, die große Müde jeden Abend, für ein einziges freundliches Wort, einen sorglichen, mütterlichen Blick der Bäuerin. Doch für seinesgleichen schienen keine Glöcklein, keine Rosen zu wachsen im Garten des menschlichen Gemütes, und dieses Erfahren schmerzte den Heranwachsenden mehr als alle Frostbeulen. Die Leute im Kannenbühl blieben ihm fremd, das Pflegekind fand dort nie eine Heimat. Der Bericht des Armenvaters ließ

diese Not einmal durchblicken. Die Gemeindeväter gingen aber nicht weiter darauf ein.

Als Fritzens Schulklasse ihr jährliches Reischen machte, händigte ihm die reiche Bäuerin sechs Franken aus. Für den Rest, sechzig Rappen, durfte der Schulmeister sorgen. «Es wäre nicht nötig, so weit zu fahren», hieß es in der Hinterstube des Kannenbühlhofes.

Das Schulvölklein kehrte abends verspätet heim, glücklich, daß ein Zug dem Fahrplan nicht gehorcht hatte. Anderntags nickte We-

---

«Ich will, dass der Mensch Meister sei  
über sich selber, damit er  
umso besser der Diener aller  
sein kann»

A L E X A N D E R V I N E T

---

berfritz, der um vier Uhr zum Grasen geweckt worden war, während der Schulstunde ein. Langsam legte sich die hagere, blasse Stirne auf die verschränkten Arme. Der Schulmeister Michel hielt seine Stimme zurück und gebot: «Laßt ihn, er darf ruhen. Wir schreiben unterdessen den Aufsatz fertig!»

Der Weberfritz lebt nicht mehr. Sobald er seine Konfirmationskleider abverdient hatte, nahm er bei einem Baumeister Arbeit. Als die frühesten Aepfel reiften, wurde der stille Bursche mit den ewig bittenden Augen von einem fallenden Ziegel erschlagen.

\*

Als des Lehnwagners Buben der Schule entwachsen waren, fortzogen, oder des Vaters Handwerk teilten, litt es ihre Mutter keine zwei Wochen, so allein ihren Haushalt zu führen. «Soll unsereins nur noch Gesellschaft haben, wenn das Mannenvolk über die Schwelle trappt? Erst noch reden die ja die halbe Zeit von Eschenholz

und Leiterbäumen. Nein, ich muß einen Menschen um mich haben, der nicht mit dem Meterstecken verheiratet ist. Du wirst nichts dagegen haben, Vater, wenn ich die Hurst Lise um ihr Anni frage. Dort plangen genug hungrige Mäulchen am Tisch, und viel mehr als Fadenschlag ausziehen lernt es von seiner Mutter nicht!»

Des Lehnwagners Lippen büschelten sich. Er wußte genau, daß seiner Frau in der letzten Zeit etwas gefehlt hatte. Sie entbehrte keineswegs mehr oder weniger kurzweilige Unterhaltung. Die ergab sich von selbst, wo das Wichtigere sich fand. Seine Frau war einfach zu wenig beschäftigt. Zwar blieben ihre alternden Hände nie lässig. Die Großen wollten gegessen haben, gekleidet sein. Der Lehnmutter *Herz* aber, das wollte täglich, stündlich schlagen in der Sorge um schwache, bedrängte, unfertige Menschenwesen. Sie erlitt kein kinderloses Haus. Die eigene Schar war betreut, ging ihre Wege. Wieviel *fremdes* Elternleid, wieviel Jugendnot blieb noch zu lindern!

So wurde das Hurst Anni in neues Erdreich versetzt, wurzelte dort aber anfangs ungern. Die häusliche Ordnung paßte dem Wildfang schlecht. Ein halbes, ein ganzes Fränkli verschwanden, die neue Schere fehlte. Das steckköpfige Wesen ihres Pflegemädchens bereitete der Lehnmutter ständigen Kummer. Zerstören war seine Freude. Wo es spielen half, entstand Streit. Nachbarlicher Friede geriet in Gefahr, der Wildkatze wegen.

Eines Tages hing das schönste Rosenbäumchen des Lehngartens zerrissen und geknickt über den Buchshag. Es war den Tag darauf, als dem Anni der Besuch einer entfernten Kilbi untersagt worden war. Niemand fragte, wer das Schandwerk verübt habe. Annis finsternes Gesicht tat genug kund. Jetzt entlud sich aber in der Wagnerbutik ein scharfes Gewitter. «Sofort aus dem Haus... dem Armeninspektor melden... Anstalt...», hörte man fordern. Die Wagnerbuben wollten kurzen Prozeß machen. Ein harter Entschluß zeichnete schon die Lippen des Vaters.

Er stand über das Bandsägetischchen gebeugt und wischte dankenverloren Holzstaub weg, darunter blankes Eisen glänzte. Da legte sich eine Hand auf seinen Aermel: «Vater, wir sind alle glücklicher als das Anni, *wir wollen ihm helfen, bis das Gute siegt. Es ist eines dieser Geringsten, die niemand ärgern soll.*»

Abends glühte im Stübchen des Pflegekindes ein Zweig roter Rosen, der einzige jenes Bäumchens, der nicht zerblättert war. Am betauten Wasserglas glänzten Perlen wie Träume.

Lehnwagners Anni stand lange davor.

Das Bild der Rose verblich seinen Augen nicht, als das einstige Verdingkind einer großen Anstaltküche vorstand, die gefährdeten Jugendlichen Speise bereitete. Und in der Seele hörte es, was die Lehnmutter gesagt, als es vom Bretterboden der Werkstatt aus gelauscht hatte: «*Wir wollen ihm helfen, bis das Gute siegt.*»

So wurde das Geschenk einer bessern *Heimat* einem irrenden Menschenkind zum Segen.

Fritz Bohnenblust

## V O N N E U E N B Ü C H E R N

*Dozent Dr. med. H. P. Rusch*

### **Naturwissenschaft von morgen**

Verlag Emil Hartmann, Küsnacht-Zürich

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß wir eine Zeitspanne von sich häufenden Erscheinungen heimlicher oder offener Krisen auf allen Gebieten menschlicher Betätigung durchleben. In der französischen Revolution haben diese in der politischen Ebene erstmals ihren sichtbaren Ausdruck gefunden. Sie ist gefolgt von zahlreichen sozialen Kämpfen und Entwicklungen, die bis heute andauern und zum Vergehen und Werden von Staatsordnungen geführt haben. Man

kann das Empfinden nicht los werden, daß irgend etwas in der Ordnung dieser Welt nicht mehr stimmt. Ungerechtigkeiten gab es wohl immer, aber nicht eine derartige Häufung von Entgleisungen, Vernichtungen und Vertreibungen. Durch die Entwicklung der Technik und dem sich ständig ausweitenden Verkehr ist die Welt so klein geworden, daß nicht irgendwo eine Kultur untergehen kann, um an anderer Stelle wieder zu entstehen. Hierfür ist kein Platz